

Gendersprache

Gisela Zifonun: «Sprachvorschriften sind ein Eingriff in die individuelle Meinungsfreiheit»



Daniel Wahl

19. November 2022 um 18:00

Folgen



Grand Dame der deutschen Grammatik: Gisela Zifonun. Bild: zVg.

Das Alter macht gelassen, heisst es. Sie aber, Gisela Zifonun, seit elf Jahren im Ruhestand, mischen sich in den laufenden Sprachdiskurs ein als Sprachwissenschaftlerin, als Autorin und als Schwergewicht, wenn es um deutsche Grammatik geht. Sie haben auch jüngst den Aufruf gegen die Gendersprache im öffentlich-rechtlichen Rundfunk unterstützt ([Nebelspalter berichtete](#)). Was ist ihre Motivation?

Ich denke, es ist das Recht und die Pflicht der Sprachwissenschaftler auf Probleme hinzuweisen, die der normale Sprachteilnehmer nicht bemerkt, wenn von oben herab die Sprache geändert und munter drauflos gegendert wird. Der Durchschnittsbürger hat keinen Überblick über die Folgen und Schwierigkeiten.

Das sagen Sie als Grande Dame, die am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (IDS) gearbeitet und die Abteilung Grammatik geleitet haben?

Lassen Sie mich etwas klarstellen: Ich kämpfe nicht gegen den gendergerechten Sprachgebrauch. Aber ich hege grosse Bedenken gegen die Gender-Sonderzeichen und gegen den Trend, das generische Maskulin schlecht zu reden und zu verbannen. Das generische Maskulin lässt sich in der deutschen Sprache schlicht nicht vermeiden. Die vielen Wortbildungen, die im Deutschen eine grosse Rolle spielen, kann man nicht richtig gendern. Zum Beispiel «Bürger – bürgerlich». Die Ableitungen von Wörtern aus einem Wortstamm sind ein wichtiger Teil unserer Sprache und bieten grossen künstlerischen Gestaltungsraum. Das ist gesellschaftlich längst etabliert. Und im Grunde genommen denkt auch kein Mensch daran, dies sprachsystematisch durch Gendern zu beschränken.

Über Gisela Zifonun

Gisela Zifonun promovierte 1971 an der Universität Heidelberg mit der Arbeit «Zur Theorie der Wortbildung am Beispiel deutscher Präfixverben». Zwei Jahre später war sie schon Mitarbeiterin am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (IDS). Anfang 1986 wurde die Professorin zur Leiterin der Abteilung Grammatik ernannt. Sie widmete sich der Aufgabe, eine grosse Grammatik des Deutschen zu schreiben. Kurze Zeit arbeitete sie auch an der Freien Universität Berlin. Sie erarbeitete mit einem Team die IDS-Grammatik (1997) und die «Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich: Das Nominal» (2017).

Als Zifonun sich 2011 in den Ruhestand verabschiedete, hob das Institut in seiner Laudatio hervor: «Beeindruckend ist ihr Gesamtwerk in seiner strukturell-pragmatischen Doppelstruktur und der Genauigkeit vieler Beschreibungen. Es ist eine in der Variation grosszügig bemessene, aber an sozialen Regeln gemessene Grammatik des Deutschen, von deren Charakter als Standardwerk man heute gelassen sprechen kann.»

Neben der Grammatik liegen ihr sprachtheoretische Fragestellungen, daneben auch Sprachreflexion und Sprachkritik am Herzen.

Dann kommt hinzu: Das angeblich generische Maskulin bezeichnet eben nicht einfach natürliche Männer und Personen. Ein Arbeitgeber kann auch eine Gesellschaft sein. Hier zu gendern oder Sonderzeichen zu verwenden führt zu ziemlich absurden Ergebnissen.

Vielleicht gibt es darum die vielen Sprachleitfäden, um dem Gendern eine Kontur zu geben?

Tatsache ist, dass man in der deutschen Sprache keine Vorstellung hat, wo man das Gender-Sonderzeichen verwenden soll. Im Plural funktioniert es einigermaßen, im Singular führt es zu ganz grossen Problemen Ein Beispiel ist die Formulierung «aus den eingereichten Bewerbungen eine*n Kandidat*in auswählen und dem*der Präsident*in vorschlagen». Selbst Sprecher am Rundfunk verlieren den Überblick und verheddern sich in Komplikationen, die das Gendern mit sich bringt.

Was ist das Ziel der Gender-Befürworter?

Aus der Sicht derer, die das vertreten, geht es um den Abbau angeblicher sprachlicher Diskriminierung. Dabei ist nicht geklärt, ob wir in diesem Fall mit der Sprache wirklich diskriminieren. Da bin ich nicht überzeugt, obwohl ich anerkenne, dass die Frauen historisch diskriminiert wurden und dies in der Grundstruktur der Sprache Eingang gefunden hat. Die Mehrheit ist sich dessen bewusst und spricht mit dem generischen Maskulin alle Menschen diskriminierungsfrei an. Deshalb ist der Diskriminierungsvorwurf mit einem Fragezeichen zu versehen.

Ein Hauptargument der Gender-Befürworter lautet, dass die anderen Geschlechter sichtbar gemacht werden müssen.

Das ist eine irreführende Formulierung. In der Sprache wird überhaupt nichts aus der realen Welt sichtbar. «Sichtbar machen» ist eine metaphorische Redeweise, die ich als Sprachwissenschaftlerin nicht akzeptieren kann. Wenn ich von «Autofahrern im Verkehr» rede, dann schwebten nach Angaben der Psycholinguisten vor meinem geistigen Auge nur Männer. Das ist doch Unsinn. Niemand hat das Recht, mir vorzuschreiben, was mir im Geiste vorschwebt. Die Gedanken sind frei. Und es ist bis heute nicht nachweisbar, was Menschen denken. Ich habe grosse Bedenken, den Sprachgebrauch mit solchen Experimenten zu rechtfertigen. Die Linguistik soll sich aufs eigene Feld beziehen und sich nicht auf dem Terrain der Psycholinguisten verirren.

«In der Sprache wird überhaupt nichts aus der realen Welt sichtbar. «Sichtbar machen» ist eine metaphorische Redeweise, die ich als Sprachwissenschaftlerin nicht akzeptieren kann.»

Nun, wenn man von «sichtbar machen» spricht, dann könnte man auch wieder das Fräulein sichtbar machen?

Ich bin ja generell gegen diese Sichtbarkeitsgeschichte. Und das Fräulein? Auf keinen Fall! Die Gesellschaft hat des Ausdrucks entledigt, was ein Fortschritt ist. Bei der Gendersprache geht es um Gleichberechtigung; die Verwendung des Ausdrucks «Fräulein» beschreibt einen sozialen Zustand – dass eine Frau ledig ist. Das ist überholt. Lange vor meiner Zeit hiess es noch Frau Doktorin. Ihr Status wurde abgeleitet vom Beruf ihres Mannes, gewissermassen als Anhängsel. Wenn heute eine Person mit «Frau Doktor» angeredet wird, würde ich annehmen, dass die Frau selber Doktor ist und nicht nur die Frau des Doktors.

Solche sozialen Ausdifferenzierungen gibt es im Türkischen noch viel mehr. Sagt das etwas über die Gesellschaft aus?

Im Türkischen wie im Ungarischen gibt es kein Genus, kein grammatisches Geschlecht. Bei den sozialen Differenzierungen in Sprachen ohne Genus geht es nicht ums natürliche Geschlecht, sondern zum Beispiel um Rang oder Ehrerbietung. Eine Sprache bringt in einer gewissen Form zum Ausdruck, was für ein Volk in einer Zeit wichtig war oder ist. Aber das muss nicht bedeuten, dass man jetzt alles umstösst. Man kann auch mit der Geschichte leben, selbst wenn man sich nicht in jedem Punkt einverstanden erklärt. In der deutschen Sprache – ich spreche hier von einer historisch gewachsenen Sprache – macht sich das Genus stark bemerkbar. Aber das soll man nicht eigenwillig verändern und vor allem nicht von oben herab aus moralischen und ideologischen Gründen. Ein Eingriff in den Sprachwandelprozess ist in Deutschland auch aus historischen Gründen sehr heikel.

In der Schweiz gibt sich jetzt jede Hochschule einen Sprachleitfaden, der mehr oder weniger ausgeprägt die Gendersprache einfordert. Zuletzt die Universität Basel (**hier**), die aber einen liberalen Sprachleitfaden veröffentlicht hat. Sie sind darin namentlich aufgeführt. Was ist Ihnen durch den Kopf gegangen, als Sie ihn gelesen haben?

Auch wenn ich der generellen Meinung bin, dass es solche Leitfäden nicht braucht, anerkenne ich die offene, etwas andere Haltung der Universität Basel. Sie legt Wert auf die Schönheit von Texten und legt sich nicht stur auf eine Methode fest. Ihr Sprachleitfaden gibt Anregungen, keine verbindlichen Vorschriften, vieles ist freigestellt und Sprache wird nicht mit Sanktionen verknüpft. Das darf meines Erachtens auch nicht sein.

«Sprachgesetze lösen die Probleme nicht. Und sie haben – da geben uns sämtliche Umfragen recht – keine Mehrheiten in der Gesellschaft.»

Mittlerweile hat sich jede Universität einen eigenen Sprachleitfaden gegeben. Das zeigt doch, dass es – anders als in Frankreich mit der Académie française – in Deutschland keine Sprachautorität mehr gibt. Nicht nur der Duden, auch der «Rat für Deutsche Rechtschreibung», mit Geschäftsstelle am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (IDS), ist kein Massstab mehr.

Richtig, die Macht des Rates (oder gar des IDS) ist viel geringer als jene der Académie française. In Deutschland gibt es auch kein Sprachgesetz und keine generellen Regelungen für die Sprache. Jeder ist grundsätzlich frei zu schreiben, wie es ihm beliebt, natürlich unter Einhaltung der Persönlichkeitsrechte etc. Ausschliesslich die staatlichen Behörden und Schulen sind an die offiziellen Orthografieregeln des so genannten «Amtlichen Regelwerks» rechtlich gebunden. Bei den Universitäten ist es anders: Sie sind zwar staatlich subventioniert, aber im rechtlichen Sinne keine Behörden. Sie können sicher Empfehlungen abgeben, aber Vorschriften machen, die über die Regeln des Amtlichen Regelwerks hinausgehen? Das müsste meines Erachtens vom Bundesverfassungsgericht geklärt werden. Denn Sprachvorschriften sind ein Eingriff in die individuelle Meinungsfreiheit.

Sollte der Staat insgesamt Sprachvorschriften machen?

Es gab Politiker, die ein Sprachgesetz forderten. Aber alleine der Gedanke daran ist nicht gut. Sprachgesetze lösen die Probleme nicht. Und sie haben – da geben uns sämtliche Umfragen recht – keine Mehrheiten in der Gesellschaft.

Was steht auf dem Spiel, wenn wir die deutsche Sprache durchgendern?

Sie wird unverständlich, kompliziert und wird zur Barriere für Ausländer. Ich bin überzeugt, dass sich das Gendern nicht durchsetzt. Im Sprachgebrauch gelten die Prinzipien der Ökonomie und des gesunden Menschenverstands, der auf sprachlicher Reflexion beruht und nicht auf Sichtbarmachung vor einem geistigen Auge.